

REZENSION

Lafont, Robert, 2021. *Feste*. Reise nach Wien 1956. Aus dem Okzitanischen übersetzt und kommentiert von Fritz Peter Kirsch. Wien: Löcker (edition pen 192), 182 Seiten.

Dominierte Sprachen verfügen, wenn sie einen gewissen Ausbauprozess durchlaufen haben, zwar meist auch über schriftliche Literatur, umfangreiche Werke sind indes aus verschiedenen Gründen selten: zum einen gilt es eine Möglichkeit zur Veröffentlichung zu finden, zum zweiten eine Leserschaft, die sich auf viele Seiten einlässt, und zum dritten auch Autoren, die sich eine solche Anstrengung leisten (können). Schon von daher hebt sich der dreibändige Roman *La Festa* („Das Fest“) des okzitanischen Autors Robert Lafont von vielen anderen Texten in „kleinen“ Sprachen ab. Die beiden ersten Bände erschienen 1983, der dritte 1996, zusammen füllen sie über 1100 Druckseiten aus und sprengen damit den üblichen Rahmen. Der Roman führt einen durch die europäische Geschichte seit dem 18. Jahrhundert bis in die (damalige) Gegenwart: *la festa* ist das große, im Sommer 1973 auf der Hochebene des Larzac (im Departement Aveyron) begangene Fest derer, die den Ausbau des dortigen Militärlagers verhindern wollten. Mehr als 100 000 Menschen aus aller Herren Länder versammelten sich damals zum Protest, dem erst 1981 durch eine der ersten Entscheidungen des neugewählten Präsidenten François Mitterrand Erfolg beschieden war. Dass damals ein solcher Roman auf Okzitanisch veröffentlicht werden konnte, war für die okzitanische Bewegung ein gewaltiger Erfolg. Darüber hinaus zeigt sich, dass es ein Werk ist, das sich den wichtigen Romanen in den „großen“ Sprachen gleichberechtigt an die Seite stellen lässt. Dass nun ein gewichtiger Ausschnitt daraus ins Deutsche übersetzt wurde, verweist auf die bleibende Bedeutung des Werkes. Das ist der Grund für die Besprechung in einer Zeitschrift, die gewöhnlich nur wissenschaftliche Literatur rezensiert.

Zunächst eine kurze Vorstellung des Autors: Robert Lafont (Nîmes 1923 – Florenz 2009) war in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts der wohl wichtigste Vertreter der okzitanischen Renaissance, jener Bewegung, die bis heute versucht, die okzitanische Sprache und Kultur im Süden Frankreichs und in angrenzenden Gebieten Kataloniens und Italiens zu bewahren, lebendig zu halten und zu erneuern. Seine Aktivitäten umfassten viele Gebiete; vor allem betrachtete er sich selbst als Schriftsteller (sein literarisches Werk erschien, mit einer Ausnahme, auf Okzitanisch), er war Sprach- und Literaturwissenschaftler,

Historiker, aber ganz besonders ein gewichtiger Kritiker des französischen politischen Zentralismus, geistig ein Wegbereiter der (bescheidenen) Reformen der Mittelmeer-Zeit. Als Schriftsteller hat er immer wieder versucht, der okzitanischen Kultur neue Wege zu eröffnen und sie mit der Gegenwart zu konfrontieren. Er war ein begnadeter akademischer Lehrer und ein wortmächtiger Redner. Lafont war nicht zuletzt ein umfassend gebildeter, polyglotter Mann, ein Gesprächspartner, mit dem man sich über vieles austauschen konnte; die ihm gewidmeten Nekrologe und Ehrungen verweisen nachdrücklich auch darauf (1990 erschien eine Festschrift für ihn unter dem Titel *Per Robert Lafont*, 2005 der Band *Robert Lafont, le roman de la langue*, der die Akten eines ihm gewidmeten Kolloquiums versammelt, 2013 der Band *Robert Lafont – La haute conscience d'une histoire*, der vor allem sein politisches Wirken beleuchtet, um nur einige der wichtigsten zu nennen). Weitere Aspekte seines Wirkens werden in der kurzen Vita in dem hier vorzustellenden Werk beleuchtet.

Lafont war immer schwer zu übersetzen, denn literarisches Schreiben und wissenschaftliche Terminologie flossen bei ihm ineinander über – das wurde etwa bei der Übersetzung seines sprachwissenschaftlichen Hauptwerkes *Le travail et la langue*, 1978, deutlich, das 1992 unter dem Titel *Sprache als Arbeit* in Wien erschien. Es gelang der Übersetzerin damals, den besonderen Ton der Texte Lafonts zu wahren, zugleich aber die Konventionen der deutschen wissenschaftlichen Prosa einzubringen. Insofern kann man sich vorstellen, dass es keine leichte Aufgabe für Fritz Peter Kirsch war, sich an einen Gipfel dieses literarischen Gebirges zu machen. Allerdings ist er wie keiner auf eine solche Aufgabe vorbereitet, denn bereits seine 1965 veröffentlichte Dissertation *Studien zur languedokischen und gaskognischen Literatur der Gegenwart* beschäftigt sich mit dem Okzitanischen, er stand über viele Jahrzehnte in ununterbrochenem Austausch mit Robert Lafont und er hat andere okzitanische Texte sehr gekonnt übersetzt. Dennoch: ein Text, dessen Handlung sich über zwei Jahrhunderte (mit Ausflügen in die weitere Vergangenheit) erstreckt und der versucht, die wechselnden sprachlichen Gewohnheiten der Zeiten wiederzugeben, der auch mit den Varietäten der Sprache in der Synchronie spielt, ist schwer zu übersetzen. Betonen wir sofort, dass Fritz Peter Kirsch diese Aufgabe meisterhaft gelöst hat. Man hätte sich keine bessere *entrée* der *Festa* in die deutschsprachige Literaturwelt wünschen können.

Die besondere Verbindung des Romans zum deutschen Sprachraum resultiert aus der besonderen Beziehung des Autors dazu. Lafont war nach Kriegsende für kurze Zeit bei den französischen Truppen in Wien stationiert und hat die Stadt – wie viele Städte in Deutschland – immer wieder besucht.

Die deutsche Kultur war ihm vertraut – und der deutsche Sprachraum hat ihn wahrgenommen, bisweilen hat man den Eindruck, mehr als der französische. Natürlich waren seine gesellschaftspolitischen Vorstellungen von den föderalen Systemen der deutschsprachigen Staaten beeinflusst. Darüber hinaus gab es eine spürbare Nähe Lafonts zur deutschen Kultur und Geschichte, die in seinen zahlreichen Reisen immer wieder deutlich wurde; der vorliegende Text nährt sich auch aus diesen Aufenthalten. Das zeigt sich auch in der Handlung der *Festa*, die nicht nur in der Provence, im Languedoc und in Paris spielt, sondern auch in Italien (nicht zuletzt Sizilien) und in Deutschland, der Schweiz und Österreich. Das dritte der sehr langen Kapitel des ersten Bandes trägt im Original den Titel „Juden Platz“, den Kirsch in seiner Übersetzung beibehält. Der Untertitel der deutschen Ausgabe „Reise nach Wien 1956“ ist expliziter. Allerdings enthält das Kapitel sehr viel mehr als nur diese Reise und gibt daher einen guten Einblick in das Gesamtwerk. Der erste Band ist betitelt *Lo Cavalier de Març* und setzt am Anfang einen jungen Mann des Jahres 1776 in Szene, der den späteren Hauptpersonen sozusagen um zwei Jahrhundert vorausgeht.

Die eigentliche Handlung setzt mit der Zeit nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges ein, in mancher Hinsicht dort, wo Lafonts früher Roman *Vida de Joan Larsinbac* (1951) endet. Die zentrale Person der *Festa*, Joan Ventenac, kommt aus der *Résistance*, er lebt mit seiner Frau Anna nach Kriegsende zunächst als Lehrer in Arles, wo er Amielh Ribiera zum Schüler hat. Diese drei Personen stehen im Zentrum des Romans, dessen komplexe Handlung hier nicht im Einzelnen nachgezeichnet werden kann. Wichtig ist, dass Ventenac 1945 als Angehöriger der französischen Besatzung in Wien war und dort im Kunsthistorischen Museum auf ein Gemälde des Malers Hans Vredeman de Vries aus dem 16. Jahrhundert stößt, das ihn aufgrund seiner vollendeten Architektur zutiefst beeindruckt (eine Reproduktion des Gemäldes findet sich sowohl auf dem Umschlagbild des okzitanischen Originals wie auf dem der Übersetzung). Später trennt sich das Paar, Amielh wird vorübergehend zum Liebhaber Annas. Aber sie verlieren sich aus den Augen. Erst die Reise nach Wien wird sie vorläufig wieder zusammenbringen. Es ist inzwischen Herbst 1956, Anna ist Journalistin in Paris geworden, der ungarische Herbst bereitet sich vor. Amielh kommt aus Algerien vom Militärdienst zurück, in einem Moment, in dem der algerische Unabhängigkeitskrieg unmittelbar vor dem Ausbruch steht. Er sieht Anna zufällig in Lyon auf dem Bahnhof, und folgt ihr unbemerkt nach Paris. Sie will nach Wien und weiter nach Budapest, wo sie ihren Mann, Joan, weiß. Amielh geht durch die Redaktionen der Pariser linken Zeitungen und Zeitschriften, begegnet den wichtigen Journalisten der Zeit. Er

will Anna auf der Reise begleiten, sie treffen sich. Rasch stoßen sie in Wien auf Flüchtlinge aus Ungarn, die Szenen sind sehr realistisch. Damals fühlte Österreich sich noch als aufnahmebereites Land für Flichende ... Dabei ist der Ausgang der Ereignisse in Ungarn zunächst noch offen, es herrscht noch ein vager Optimismus.

Die beiden sind nicht nur auf der Jagd nach Nachrichten, sie widmen einen Teil ihrer Zeit dem Kulturtourismus. Zu einem wichtigen Moment wird der Besuch des Uhrenmuseums auf dem Judenplatz, wo sie einen alten Herrn treffen, Hans Frankl, einen Freund Ventenacs, der ihnen das Museum und seine Konstruktion zeigt, einen Regulator, welcher durch seine Zeitmessung das Gleichgewicht der Mächte wieder herstellen soll. Nur ein Stück fehlt dem genialen (und verrückten) Konstrukteur noch, dann ist das *perpetuum mobile* erreicht. Die Besuche der großen Wiener Museen werden durch die beiden abwechselnd im Hinblick auf die damalige Aktualität kommentiert. Dazwischen schiebt sich eine Liebesszene, die dem Cavalier de Març 1776 im Hofe des Stifts von Klosterneuburg widerfährt. Danach wieder indirekt vermittelte Eindrücke von den Ereignissen in Ungarn, die geplante Reise nach Budapest endet an der Grenze. Zwar kommen Anna und Amielh noch bis Nickelsdorf, aber schon Hegyeshalom, den ungarischen Grenzort, erreichen sie nicht mehr. Der Wind hat sich gedreht, nun flüchten die Menschen vor den sowjetischen Truppen. Unter den Verwundeten befindet sich auch Joan Ventenac, Anna entdeckt ihn durch Zufall. Beide werden nach Paris evakuiert. Amielh bleibt (zunächst) in Wien und erlebt das Grauen der Flichenden, verbunden mit dem Verrat Englands, Frankreichs und Israels am ungarischen Volke: diese greifen zu gleicher Zeit Ägypten an, um sich wieder des von Nasser nationalisierten Suezkanals zu bemächtigen – auf diese Weise hat der Westen keine Handhabe gegen die Rote Armee. Amielh kehrt zurück zum Uhrenmuseum und findet die große Konstruktion vollendet: Frankl hat sich selbst als letztes Gewicht eingefügt und erhängt, jener Frankl, der unter den Nazis sechs Jahre lang im Untergrund und bei der Arbeit an seinem Werk überlebt hatte.

In dem Kapitel scheint der Autor sich auch persönlich von den politischen Träumen zu lösen, die sich – nicht nur bei ihm – nach der Befreiung von der deutschen faschistischen Besetzung in Frankreich vor allem in der Linken weit verbreitet hatten: die Hoffnung auf eine bessere und gerechtere Zukunft. Frankreich besetzt auch weiterhin Algerien, es gibt den Kolonialismus nicht auf, und die Rote Armee, vor kurzem noch Befreierin im Osten Europas, erweist sich als ebenso imperialistisch wie die ehemaligen Besitzer des Suezkanals.

Die Auswahl gerade dieses Kapitels für die deutsche Übersetzung erklärt sich also wohl nicht nur aus der symbolischen Bedeutung Wiens, sondern sie macht auch Schritte in der politischen und persönlichen Entwicklung des Autors deutlich. Später wird das große Fest auf dem Larzac nochmals mächtig die Hoffnung auf eine andere Gesellschaft und eine andere Politik aufleuchten lassen, bevor dann der – viel später in einer anderen persönlichen Verfassung des Autors geschriebene – dritte Band wieder in Ernüchterung endet. Bei der Lektüre der ersten beiden Bände sollte man nicht ganz außer Betracht lassen, dass sie kurz nach der Wahl François Mitterrands zum französischen Präsidenten fertiggestellt wurden, als Robert Lafont nachdrücklich auf ein „anderes Frankreich“ hoffte (wie er mir bei unserem ersten Zusammentreffen nach der Wahl im Juni 1981 morgens um fünf Uhr auf dem Bahnhof Avignon sagte). Allenfalls ein kleiner Teil seiner Erwartungen verwirklichte sich.

Robert Lafont war kein Politiker, aber er war ein politischer Mensch, ein scharfer und präziser Beobachter seiner Zeit und ein unvergleichlicher Kenner der Vergangenheit, vor allem in ihren kulturellen Aspekten. Darüber hinaus hatte er eine blühende, nie rastende Vorstellungskraft. Daraus erwächst ein Roman, der weite kulturelle Bezüge aktuell werden lässt aber auch immer wieder andeutet, wie Geschichte verlaufen *könnte*, wäre sie von etwas mehr Solidarität unter den Menschen durchzogen. Der Roman ist nicht nur in einem okzitanisch-französischen Kontext rezipierbar, sondern hält ganz Europa einen Spiegel vor, in dem Ernst und Vergnügen sich glücklich ergänzen. Herzlichen Dank an Fritz Peter Kirsch, dessen ausgezeichnete, bis in kleine Details hinein sensible Übersetzung dem deutschsprachigen Leser wenigstens eine Vorstellung dieses großen Autors vermitteln kann – und zu gleicher Zeit dem oft kulturell so wenig offenen Frankreich einen Spiegel vorhält. Robert Lafont verdiente in seinem Land eine andere Behandlung!

Oberwaltersdorf, 28. September 2021